

# Illustrirtes Haus- und Familienbuch

mit Farbendruckbildern

Erzählungen, Geschichten und Bilder aus dem Leben, der Natur und der Gesellschaft.

Preis pr. Heft 25 Kreuzer.

## Das Flußpferd.

(Hippopotamus amphibius.)



Das Flußpferd oder Nilpferd ist nach dem Elefanten das größte der Säugethiere, es ist aber auch zugleich eines der aller schwerfälligsten, plumpsten und unbeholfensten Geschöpfe und steht in Beziehung auf geistige Begabung gar sehr zurück, weshalb auch nie Versuche gemacht wurden, es zu Kunststücken abzurichten wie den Elefanten. Es lebt in Afrika und war in früheren Jahrhunderten in allen Flüssen dieses Welttheiles zu finden. Die fortschreitende Cultur hat es aber, besonders aus dem Norden von Afrika und namentlich aus Egipten, vollkommen verdrängt, sodaß man es jetzt nur mehr

im Innern des Landes antrifft. Auch von dem Vorgebirg der guten Hoffnung wurde es vertrieben, indem die dortigen Colonisten zu häufig Jagd auf dasselbe machten und ihm sein stilles, abgeschlossenes Faulenzulerleben nicht gönnen wollten, sodaß endlich um das Jahr 1828 nur noch ein einziges Paar in dem dortigen Bergflusse zu finden war, das aber auch nur deshalb blieb, weil es von der Regierung beschützt und für unverleßlich erklärt worden war.

Der eigentliche Aufenthalt des Flußpferdes ist in der That das Wasser, obgleich es häufig an's Land geht. Ja es begibt sich selbst

an Flußmündungen, und zuweilen traf man es schon eine Stunde weit draußen im Meere, wodurch sich also ergibt, daß es durchaus nicht allein an Süßwasser gebunden sei. Es pflegt auch Wanderungen anzustellen, besonders zur Zeit der tropischen Regen im November und December, während welcher es höher nach dem Norden hinaufzieht, bleibt aber immer am Wasser, und setzt seine Wanderungen sogar im Wasser fort, indem es, nebstdem daß es ausgezeichnet schwimmt und taucht, auch — wie die Naturkundigen erzählen — auf dem Grunde des Wassers zu schreiten vermag. Bei Tage befindet es sich fast immer in den Fluten, besonders in bewohnten Gegenden, und geht Nachts auf die Weide. Es lebt ausschließlich von pflanzlicher Nahrung und verzehrt Gras, Schilf, Blätter und selbst zarte Zweige; seine Lieblings Speisen aber sind Getreide und Reis und sein Leckerbissen das Wälschorn (Mais), dem es mit ganz besonderer Gierde nachzustellen pflegt. Es ist aber auch ein wahres Unglück, wenn zwei oder drei solcher Colosse in die Saatsfelder gerathen, da schon ein einziges Instand ist in einer Nacht einen ganzen Acker zu verwüsten, indem es das, was es nicht verzehrt, mit den plumpen Füßen zertritt. Wo die Anwohner daher Nilpferde merten, sind sie mit einbrechendem Abend wol auf der Huth. Sie stellen sich längs des Flußufers mit Pfeisen und Trommeln auf und machen bei dem mindesten Geräusch im Wasser einen betäubenden Lärm. Ebenso zünden sie an vielerlei Stellen Feuer an, und das unmusicalische und lichtscheue Thier duckt sich dann wieder unter das Wasser oder flüchtet erschreckt an das andere Ufer.

Die Flusspferde haben übrigens einen merkwürdigen Zug von Neugier, der bei ihrer sonstigen Scheu umsomehr auffällt, der sich aber auch nur dort zeigt, wo sie bisher noch nicht beunruhigt wurden. Sie sehen dann den Arbeitern auf dem Felde zu und zielt irgend jemand mit dem Gewehr nach ihnen, so kommen sie sogar näher, als ob sie wissen wollten was dieser mit seinem Spielzeug zu machen gesonnen sei. Haben sie aber einmal eine bleierne Wille bekommen, so fliehen sie nicht nur jeden Bewaffneten, sondern die Menschen überhaupt und traben, so schnell sie es vermögen dem Flusse zu, um sich im Wasser zu verbergen, aus welchem sie dann, so lange sie die Gefahr in der Nähe glauben, nur die Nasenlöcher hervorstrecken. Aus alledem geht hervor, daß diese großen Flußthiere eigentlich ganz gutmüthige Bursche sind, die nur dann in vertilgenden Born gerathen, wenn sie gereizt werden. Nicht so friedfertig leben sie aber unter einander, denn sie weichen sich nur aus, wenn sie sich im Wasser begegnen; treffen sie sich aber am Lande, so kommen sie meist in Streit und kämpfen dann so fürchterlich, daß sie sich mit ihren gewaltigen Zähnen oft entsetzlich verwunden. Sie stellen sich dabei auf die Hinterfüße und zeigen eine Gewandtheit im Weichen, die man dem schwerfälligen Thiere kaum zutrauen sollte. Diese Feindschaft scheint dadurch zu entstehen, daß jedes Flusspferd in dem andern einen Beinträchtiger seiner Nahrung erblickt.

Da der Mensch in seinem Egoismus die Thiere nur nach dem Nutzen und dem Gewinn zu schätzen pflegt, den sie ihm abwerfen, so steht in dieser Beziehung das Flusspferd in einer besonderen Achtung, das heißt, es hat, wie schon oben angedeutet, die Ehre, bei jeder möglichen Gelegenheit gejagt und erlegt zu werden, denn man genießt sein Fleisch und sein Fett, man betrachtet seine Zunge als Leckerbissen und seine Haut und seine Zähne gelten als wichtige Handelsartikel. Das Fleisch ist sehr wolfschmeckend, besonders wenn es nicht von einem gar zu alten Thiere herkommt, und wird entweder sogleich gekocht oder vorerst in Salz gelegt oder geräuchert. Ein Flusspferd gibt zwanzig bis dreißig Centner an Fleisch und Speck, besonders beliebt ist jedoch das gallertartige Fleisch der Füße und des Schwanzes, welches, sobald ein Flusspferd erlegt wurde, allsogleich von den Jägern zu einer Art Festessen verwendet wird. Der Speck riecht angenehmer und ist auch viel gesunder als der Speck der Schweine. Das Fett, welches man aus demselben schmelzt, wird wie Butter auf Brot gestrichen und die Hottentotten trinken es, wie wir z. B. Suppe trinken. Wenn die Haut des Flusspferdes trocknet, so wird sie so fest, daß sie keine Gewehrkuugel durchläßt, und schon die alten Egipter machten aus ihr undurchbringliche Schilde. Jetzt benutzt man die Häute gewöhnlich nur zu Peitschen (den Schambock und Kurbatfch), die eine außerordentliche Zähigkeit besitzen, und niemals

brechen. Eine Haut gibt deren 300 bis 500. Die Eckzähne des Flusspferdes sind so hart, daß sie am Stahl Feuer geben und werden daher ebenso geschätzt wie Elfenbein, ja oft noch theurer verkauft als dieses.

Der Arten das Flusspferd zu jagen und zu fangen sind mehre und die älteste derselben ist unzweifelhaft jene, deren sich die antiken Egipter bedienten. Sie umgaben das im Wasser befindliche Thier mit einer möglichst großen Anzahl von Rähnen, harpunirten es und warfen ihm dann Stricke um den Hals, an denen sie es festhielten, bis das Thier durch den Blutverlust ermattet war, worauf sie es an das Land zogen und dort völlig tödteten. Später bediente man sich, um das Thier lebend zu erhalten, der Fallgruben, die man auf dem Wechsel, d. h. auf dem Wege anlegte, auf dem das Flusspferd zu und aus dem Wasser zur Weide geht. Eine andere Weise das Thier zu tödten, war die, demselben auf seinem Wechsel eine große Menge von getrockneten Saubohnen zu streuen. Das Flusspferd verschlingt diese Bohnen (Lupinen) mit großer Begierde, und hat es sich daran satt gegessen, so empfindet es alsbald einen bedeutenden Durst, den es mit einer gewaltigen Menge von Wasser zu löschen sucht. Die Bohnen schwellen nun im Magen, indem sie das Wasser mit einer gewissen Festigkeit an sich ziehen, treiben den Leib auf und bald plagt der Magen, worauf der Tod des Thieres erfolgt. Die Jagd des Flusspferdes mit dem Schießgewehr hat aber nur dann volle Wirksamkeit, wenn die Kugel die Schläfen, die Stirne oder das Auge trifft, da sie sonst die dicke Haut kaum zu durchdringen vermag und meist nur leichte Verletzungen nachsichzieht. Doch gibt es einzelne Schützen, die äußerst erpicht auf die Erlegung eines Flusspferdes sind und ihm tagelang nachstellen, bis sie zu einem wirksamen Schuß gelangen können. Mißglückt dieser aber, so ist der Schütze in der äußersten Lebensgefahr, denn kaum fühlt sich das Flusspferd getroffen, so stößt es ein durchdringendes Geschrei aus und eilt wüthend und pfeilschnell auf seinen Gegner los, der nun beinahe keinen anderen Ausweg hat als den, einen tüchtigen Baum zu erklettern, von dem er dann einen oder mehre Schüsse abfeuern kann, durch welche das Thier gefällt wird.

In Dongola bilden die Flusspferdjäger eine eigene Kaste, und es gehen immer ihrer mehre zusammen auf die Jagd, um das Thier zu harpuniren. Die Harpune (Wurflanze mit Widerhaken) hat einen Ring, an welchem ein sehr langes Seil befestigt ist, an dessen Ende ein großer Holzfloß angebracht. Diese Jagd geschieht eben so bei Tage als bei Nacht. Das von der Harpune verwundete Thier entflieht in die Flut, und zieht an dem Harpunenseil den Holzfloß nach, an dem die Jäger dann genau die Stelle erkennen, an welcher sich das Flusspferd befindet. Der Wurf der Harpune, die so scharf wie ein Rasirmesser geschliffen ist, muß aus einer Nähe von sieben bis acht Schritten geschehen, da sie sonst nicht durch die Haut dringen würde und die Widerhaken keinen Anhalt fänden. Man kann sich daher die Vorsicht denken, mit welcher sich der Jäger einem solchen Thier zu nähern hat, das schon beim leisesten Geräusch im Schilf aufschaut. Die Jäger wählen daher am liebsten die Zeit, in welcher das Flusspferd auf einer kleinen Insel schläft, oder sie verbergen sich Nachts auf dem Wechsel des Thiers. Ist der Wurf gelungen und hat sich das verwundete Thier ins Wasser gestürzt, so eilen die Jäger nach ihren Rähnen und schiffen dem schwimmenden Holzfloße nach, an den sie jetzt ein starkes Seil binden, dessen zweites Ende sie in eine große Barke bringen, auf welcher sich ihre Gehilfen befinden. Darauf wird das Thier an dem Seile zum Schiffe herangezogen und durch noch mehre Harpunen verwundet. Das Flusspferd, wüthend vor Schmerz, fällt nun selbst die Barke an und sucht ihren Bord mit seinen Zähnen zu zerbrechen, die Schiffer aber werfen Stricke um das Thier und suchen es damit an die Barke zu pressen, damit seine Kraft geschwächt werde. Ist es ganz angepreßt und so viel als möglich wehrlos gemacht, so zerschneiden ihm die Schiffer das Nackenband oder schlagen ihm mit Beilen das Schädeldach ein, worauf es endlich erliegt. Es wird dann noch im Wasser in Stücke gehauen und in das Schiff gebracht.

Wie groß die Lebensfähigkeit des Flusspferdes sei, geht aus einem vier Stunden dauernden Kampf der Dongolajäger hervor, den sie mit einem solchen Thiere bestanden, das nicht weniger als dreizehn

Fuß Länge hatte. Es wurde harpuniert und tauchte unter. Die beiden Jäger, welche das Seil an den Holzfloß anbinden sollten, waren aber etwas zu rasch oder zu unvorsichtig, denn sie wurden vom Flußpferd bemerkt, das nun mit wilder Hast auf den Nachen zuschwamm, ihn mit dem Gebiß erfaßte und mit einem einzigen Ruck unter das Wasser zog, so daß die beiden Männer nur dadurch entkamen, daß das Thier sich mit dem Rahn beschäftigte, den es in tausend Stücke zerbrach, während welcher Zeit sie sich durch Schwimmen nach der Barke retteten, an die ihnen aber das erzürnte Flußpferd alsogleich nachkam. Die Jäger sandten nun nicht weniger als fünfundzwanzig Kugeln nach dem Thier, von denen mehre erst in einer Nähe von fünf bis sechs Fuß abgefeuert wurden, aber sie blieben alle, bis auf

eine einzige, welche den Nasenknochen zerplitterte, in der Haut stecken. Jetzt nahm man das sogenannte Standrohr, nämlich eine große, schwere Waffe, ähnlich den Wallflinten, aber erst nachdem man damit fünfmal nach dem Thiere geschossen und eine schreckliche Zerstörung an seinem Kopf und Leibe angerichtet hatte, verlor es allmählig die Kraft und endlich sein Leben. Der Kampf war um so furchtbarer, als er in der Nacht stattfand und das gigantische Thier die Barke in alle Richtungen des Stromes schleppte, bis diese endlich sogar zwischen Klippen und Riffe gerieth, so daß alle ihren Untergang voraussehen, wenn nicht der letzte Schuß aus dem Standrohr glücklicherweise den Kopf des Uthiers zerschmetterte.

## Das Nashorn und seine Fabeln.

Der Mensch, besonders der gewöhnliche, kann ohne ein bißchen Aberglauben kaum leben, ja selbst berühmte Männer und große Geister halten auf gewisse Vorbedeutungen. In früheren Jahrhunderten spielte jedoch der Aberglaube eine außerordentliche Rolle, die ihren Gipfel gewiß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erreichte, wo die Freikugeln, die Wünschelruthe, das Festmachen, die Waffensalbe und das Hexenwesen in der vollsten Blüthe standen, wo jeder der nicht an diese Dinge glauben wollte, verhöhnt und verkehrt wurde, und zuletzt sogar an die Gerichte verfallen konnte, denn die Juristen waren dazumal um kein Haar klüger als andere Leute, wie sich dies aus ihren eigenen schriftstellerischen Werken und aus den Processen ergibt, die sie mit Feuereifer über jene Gegenstände führten.

Auch in Beziehung auf die Natur wollte man nicht natürlich sehen, das schien zu trocken, zu alltäglich. Man mußte einen mystischen Nimbus darum weben, man mußte das Scheinmüßvolle, das Unglückliche damit in Verbindung bringen, wenn es seinen Reiz haben sollte. Wenn wir, heute Lebenden, irgend ein Geschöpf sehen, so wollen wir seine Lebensgeschichte, seine Charakteristik, ja selbst seine Sonderlichkeiten kennen und unsere Gelehrten bemühen sich auch die kleinsten Wesentlichkeiten im Bau auf das genaueste und klarste darzulegen. An das alles dachte man früher nicht, man faßte nur das am meisten auffallende ins Auge, und knüpfte dann seine Wunderdinge daran. Die Naturgeschichte des Nashorns ist allen unsern Lesern wol bekannt genug, da sie ja in allen Schulen abgehandelt wird; minder verbreitet dürften aber die Sagen von diesem Thiere sein, die einst nicht nur vom Volke sondern auch von den Gelehrten geglaubt und gar treulich niedergeschrieben wurden, sodas wir sie aus ihren alten, vergilbten Büchern entlehnen können, indem sie schon dadurch ein gewisses Interesse erregen, daß sie, wie man zuzagen pflegt: ein Stück Culturgeschichte bilden.

Zürs Erste wußte man sich viel damit, daß das Nashorn und der Elefant in tödtlicher Feindschaft gegen einander ständen, daß sie sich, wo sie sich nur trafen sogleich anfielen und so lange und so unnachgiebig mit einander kämpften, bis das Eine oder das Andere, oder gar Beide todt auf der Wahlstatt lägen. Man hatte in dem römischen Circus den Elefanten und das Rhinoceros mit einander kämpfen gesehen, aber diese Thiere waren schon früher gereizt und wüthend gemacht worden, sodas sie bei ihrem Erscheinen in der Arena überhaupt nur einen Gegenstand suchten an dem sie ihren Horn fühlen konnten. Neue, ruhige und oft wiederholte Beobachtungen haben aber gezeigt, daß das nichts als eine -- Sage war, denn Elefant und Nashorn leben in den Menagerien ganz friedlich neben und mit einander, ohne, wie es hieß, schon durch den gegenseitigen Anblick erbittert zu werden. Eine andere solche Sage war, daß das Nashorn eine ganz mit Dornen besetzte Zunge habe, und daß es seinen Feind so lange damit bestreiche und wie mit einer Raspel oder Feile belege, bis er sein Leben unter schrecklichen Schmerzen aushauche, und sieh da, die Zunge des Nashorns ist auf ihrer ganzen Oberfläche weich und glatt wie die Zunge eines Kalbes! Uebrigens kann das Thier wol sehr zornig werden, ihm aber eine so raffinierte Grausamkeit zuzuschreiben, wie das langsame Tödteten durch Belegung, dazu

gehört wahrhaftig nur der ganz verschrobene Verstand eines abenteuerlichen Reisenden oder der Blödsinn eines halbversteinerten Schullehrten, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und den Unsinne lieber nachbetet als daß er sich von der Thatsache überzeugt.

Nicht genug. Auch das Horn des Thieres mußte sein Wunderbares haben. Wenn das Nashorn zu zürnen beginnt, so hieß es, schüttelt es den Kopf und rüttelt das Horn, so daß ein ganz eigenhümlisches, bis zum Schrecklichen steigendes Geräusch entsteht. Leider aber ist dieses Horn zufällig so fest angewachsen, daß auch nicht an die mindeste Bewegung vielweniger aber an ein „Geräusch erregendes“ Mütteln oder Klappern zu denken ist. Das war aber noch nicht alles, denn man setzte hinzu, das Rhinoceros wehe, bevor es seinen Feind angreife, sein Horn an einem sehr harten Stein, um es recht scharf zu machen und es seinem Gegner desto schneller in den Bauch stoßen zu können. — Vermuthlich ist das Nashorn einmal bei einem Scheerenschleifer in die Lehre gegangen und es steht nur noch die Frage offen ob es Olivenöl oder Kofosöl zum Wechen des Hornes benütze. — Und weil nun dieses Horn zu schütteln und zu wechen war, so mußte es ganz natürlicherweise auch noch andere wunderfame Eigenschaften haben. Namentlich besaß es die Gabe vergiftete Getränke zu verrathen, denn diese schäumten und zischten, sobald sie in einen Becher von Rhinoceroshorn geschüttet wurden, oder sie strömten über, oder schwitzten durch die Poren desselben heraus und selbst Wasser das man aus einem Rhinocerosbecher trank sollte eine merkwürdige Heilkraft haben, besonders wenn es mit einem spitzen Eisen solange umgerührt wurde bis es sich etwas zu trüben begann. Welche unendliche Weisheit! — Oder besser welche cimbrische Nacht, denn sogar die Hufe, die Zähne und das Blut des Nashorns betrachtete man einst als ein wirksames Segengift.

Armes Nashorn, man hält dich jetzt für sehr dumm und schilt daher einen ungeschickten Menschen ein Rhinoceros, aber du warst doch nie ein solches Rhinoceros, um derlei Dinge über irgend eines deiner Mitgeschöpfe in der Welt zu verbreiten oder gar schwarz auf weiß drucken zu lassen, wie dies die Reisebeschreiber und die Gelehrten thaten. Zum Glück warst du auch zu verständig oder zu flegmatisch um dich über solche Gerüchte und bösen Leimund zu beklagen, ja vielleicht hast du, und das dünkt uns das Wahrscheinlichste, nicht einmal Notiz davon genommen, da dir nur irgendeine afrikanische aber gewiß nicht die lateinische Sprache bekannt ist, in welcher alle diese Fabeln mit so vieler Wichtigkeit aufgezeichnet wurden. Auch geht es dir in diesem Punkte nicht besser als deinem Vetter, dem Elefanten, dem die Welt auch gar manche Dinge nachgesagt, von denen er sich nicht das mindeste beifallen ließ, nur hat er das voraus, daß man ihn außerordentlich erhob und seinen Verstand, seine Klugheit, seine Weisheit nicht genug zu loben wußte, ja man schrieb diesem lederumhüllten Kolos sogar ein gewisses Bartgefühl und eine jungfräuliche Verschämtheit zu, und manche Völker wußten ganz bestimmt, daß er den Mond anbete und ihm Opfer bringe und daß er wenn er erkrankt sei, Gebete um Genesung an die Mutter Erde richtete.

In Hinterindien glaubt man noch heute an die außerordentlichsten Verstandeskkräfte des Elefanten und meint, er könne sich seinen



Das Nashorn und seine Fabeln.

Mitelefanten und Mitelefantinen vollkommen verständlich machen. Deshalb werden auch in Birma so wie in Siam die weißen und die einzahnigen Elefanten beinahe göttlich verehrt, und von den ersteren geht die Meinung, daß sie die jetzigen Hüllen der Seelen längst verstorbenen Könige seien, weswegen man ihnen prachtvolle Gemächer herrichtet und ihnen ihre Speise auf goldenen Schüsseln und ihr Wasser in silbernen Kannen vorstellt. So weit bringt es also der Mensch mit seinem Irr- und Aberglauben, daß er sogar vor dem lieben Vieh seine Kniee beugt. Und auf der anderen Seite muß sich Gebatter Elefant wieder auf sehr niedrige Weise sein Brot, d. i. sein Heu, verdienen, indem er bei Kunstreitern und Thierführern trommeln, Knoten aufknüpfen, gleich einem Pudel Steine und Münzen apportieren oder endlich gar seiltanzen muß. Wäre der Elefant wirklich so klug als man ihn einst schilderte, so hätte er der Anbetung und der goldenen Gefäße gelacht und draußen im Freien nach seinem Behagen und Vergnügen gelebt, noch minder hätte er sich aber jemals zum Lastthier und zu erbärmlichen Kunststücken herabgelassen. Auch die antiken Griechen hatten gewisse Sagen vom Elefanten, so glaubten sie unter anderem, daß seine Füße durchaus keine Gelenke hätten, daß er deswegen immer und sogar auch im Schlafe stehen müsse und daß er, wenn er einmal gefallen sei, sich durchaus nimmermehr wieder zu erheben vermöge. Sollte man da nicht mit Hamlet ausrufen: „Ja, habt ihr Augen?“ — Wenn der Elefant müde oder faul ist, legt er sich, so wie ein Hund, ganz auf die eine Seite in's Gras oder in den Sand und schlägt zum Zeitvertreib mit seinem Rüssel hinundher, und wie sollte ein gelenkloses Thier es zum Seiltanzen bringen. Solche Dinge sind doch zu arg, sind selbst für ein trübes und dunkles Zeitalter zu abgeschmackt und stehen auf ganz gleichem Boden mit dem Gänse brütenden Baum und der Pflanze Borameh, deren Frucht ein Lamm ist, welche beide Gewächse man

selbst noch in naturgeschichtlichen Werken des siebenzehnten Jahrhunderts abgebildet sieht.

Noch gibt es eine Sage vom Nashorn und zwar die, daß es, so feindselig es auch dem Elefanten gegenüber stehe, mit dem Tiger in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebe und ihn sogar auf seiner Jagd begleite. Daß das erwachsene Nashorn vielleicht das einzige Thier sei, mit welchem sich der Tiger in keinen Kampf einläßt, ist wol gewiß, denn dieser wäre entweder ganz vergeblich, weil die Haut des Rhinoceros viel zu dick ist, als daß sie der Tiger mit seinen Zähnen zu zerreißen vermöchte, oder der Streit fielen gar zu schlecht für den Tiger aus, da das Nashorn in seinem Horn den Gegner mit dem Horn aufzufassen und empor zu schleudern gewohnt ist, wobei dieser fast immer eine tödtliche Bauchwunde empfängt. Der Tiger gehört zu den Ragen und alle Ragen sind klug, er vermeidet daher einen Angriff auf ein erwachsenes Nashorn, läßt sich aber nichts desto minder ein junges gar wol schmecken, wenn er es erreicht. Nur hat er sich dabei in Acht zu nehmen, daß ihn die Mutter nicht überrasche, denn sonst ist sein Tod unvermeidlich, indem das ergrimmete Rhinoceros äußerst schnell läuft und den Gegenstand seines Hornes mit einer solchen Hartnäckigkeit verfolgt, daß es durchaus nicht eher nachläßt, als bis es ihn erreicht. Das hat auch schon mancher Jäger erfahren, der einen Fehlschuß machte und das Nashorn nicht gehörig ins Auge oder in das Ohr traf, da dies die einzigen Stellen sind, an denen es tödtlich verwundet werden kann, denn kamen ihm dann nicht seine Freunde zuhülfe, die das Thier durch Schüsse und Geschrei beirrten oder unschlüssig machten, wen es eigentlich angreifen sollte, oder wurde es nicht durch entgegengegangene Hunde von der Spur abgelenkt, so fand er weder im Schilf noch im stärksten Dickicht seine Rettung, da sich bei dem Rhinoceros, wenn es erzürnt ist, Geruch und Gesicht ungemein schärfen und es alles nieder-

tritt was ihm im Wege steht, bis es sein Opfer erfassen und tödten kann. Dann geht es wieder gelassen und kalt von der Leiche, die es nicht weiter verstümmelt.

Es gibt keinen besseren Maßstab für die geistige Entwicklung irgend einer Epoche der Geschichte, als den Stand der Künste und der exacten Wissenschaften, und der dreißigjährige so wie der siebenjährige Krieg führten in dieser Beziehung sehr traurige und anhaltende Folgen nach sich, sodas die Naturwissenschaft erst mit dem Beginne unseres

Jahrhunderts Gelegenheit fand das alte Fabelwesen und den Aberglauben zu stürzen, mit dem in früheren Tagen alles Wissen übertüncht war. Die Sterndeuterei wandelte sich in die Sternenkunde, die Goldmacherei in die Lehre von den Stoffen, das Wunderliche verschwand, aber das Wunderbare der Natur trat erst recht augenfällig hervor, und wir dürfen uns freuen in einer Epoche zu leben, in welcher man es in einem so hohen Grade würdigt, wie dieses früher niemals der Fall war.

### Komm nach, Kleine!

Genrebild aus den schottischen Hochlanden.



In der vorjährigen Ausstellung des Londoner Kunstvereins fand ein Bild mit obiger Aufschrift ganz besonderen Beifall, sodas es für dieses Jahr (1860) als Vereinsblatt für die Mitglieder gewählt wurde. Es stellt eine ganz einfache Scene aus Schottland vor, die aber wieder ihr Besonderes hat und schon wegen der Neuheit der Idee ansprechen mußte. Die Scenerie zeigt ein kahles, fast ganz unwirthbares Gebirge, das nur an einer einzigen hohen und der Sonne dauernd ausgefekten Stelle Getreide, nämlich schottischen Hafer trägt, der, wie rückwärts die kleinen Figuren anzeigen, eben geschnitten und nach Hause geschafft wird. Aber wie anders ist dort das Einbringen der Ernte als bei uns. Da rollt kein schwerbelasteter Wagen auf der breiten Straße einher, da gibt es keine jingenden Schnitter und keine bekränzten Schnitterinnen. Nur in Körben und auf mühsamen und gefährlichen Pfaden wird die kärglich gewonnene Frucht nachhause geschafft, da heißt es Abhänge hinan- und herabklettern, dort wieder durch eine moarige Stelle waten, hier durch das hohe Haidekraut dringen u. s. f.; und jeder Schritt fordert Aufmerksamkeit und Ge-

wandtheit. Der Künstler wollte hier darstellen, das die Zeit der Ernte auch für den Aermsten eine Art von Fest sei, zu welchem man auch die Kinder mitnimmt. Allein unter welchen Umständen kommen diese mit; nicht auf dem wogenden Erntewagen, ja selbst nicht auf dem ziemlich ignoblen Schiebekarren, sondern sie müssen, sobald sie selbst gehen können, die eigenen Füßchen gebrauchen, wenn sie der Ernte beiwohnen wollen, und die Pfade werden für die armen Kleinen nicht anders, nicht besser als für die Erwachsenen, sie sind ebenso steil, ebenso schroff, ebenso mühsam. Und dieser Pfad, den im Bilde das kleine Mädchen betrat, ist nun gar vom Künstler höchst eigenthümlich, man möchte sagen, echt hochschottländisch gewählt, denn er zieht sich mitten durch ein Gebirgswasser und besteht aus nichts anderem als aus einzelnen Felsblöcken, die theils schon von Natur da waren, theils aber auch durch Menschenhände gelegt sein mögen, damit man — „Zeit ist Geld“ — den großen Umweg rings um das Ufer erspare. Das nun Erwachsene, sogar wenn sie Lasten tragen, diesen, eigentlich aus lauter kleinen Inseln bestehenden Pfad gehen, ist uns ganz begreiflich,